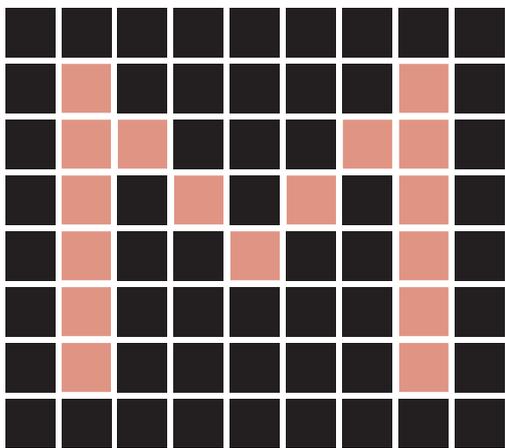


Heft 14 • Frühling 2015 • Salzburg • 0,00 Euro



mosaik

Zeitschrift für Literatur und Kultur





AUSGABE 14 – FRÜHLING 2015

Herausgeber: Josef Kirchner, Sarah Oswald
Layout/Satz/Grafik/Illustration: Sarah Oswald

mosaikzeitschrift.com
fb.com/mosaik.zeitschrift
mosaik@studlit.at
issuu.com/mosaik.zeitschrift

Auflage: 1000 Stück
Erscheinungsweise: 4 Ausgaben/Jahr
Erscheinungsort: Salzburg
ISSN 2409-0220

Ermöglicht wird dieses Projekt durch die unentgeltete Mitarbeit aller Beteiligten – die anfallenden Druckkosten werden von verschiedenen Stellen der ÖH Salzburg sowie von den Kulturabteilungen von Stadt und Land Salzburg getragen.

mosaik – Zeitschrift für Literatur und Kultur ist Teil des Kunstkollektivs Bureau du Grand Mot.
bureauugrandmot.wordpress.com

EINSENDESCHLUSS AUSGABE 16: 09.10.2015

mosaik ist eine Zeitschrift für Literatur und Kultur und versteht sich als nicht-profitorientiertes Medium zur Veröffentlichung literarischer und nicht-literarischer Texte aller Art. Neben literarischen Texten sind ausdrücklich auch nichtliterarische Textsorten wie Essays, Kommentare oder Forschungsberichte und auch Rezensionen, Interviews sowie Veranstaltungsberichte erwünscht.

Schickt uns eure Texte an mosaik@studlit.at und findet euch wieder als ein Steinchen im mosaik.

Formale Anforderungen:

- maximal 1500 Wörter
- maximal ein Text pro Autor/Autorin
- Anonyme Veröffentlichungen sind möglich, der Autor/die Autorin muss uns jedoch bekannt sein
- Einsendungen sind jederzeit möglich - die Texte werden für die jeweils nächste Ausgabe berücksichtigt

LIEBE GEGENWART(EN),

Schön, dass ihr gegenwärtig das neue mosaik lest und uns mit eurer Gegenwart ermutigt, gegenwärtig schon an der nächsten Ausgabe zu arbeiten. Mit der Gegenwart ist das so eine Sache, einerseits ist sie genau bestimmt zwischen Vergangenheit und Zukunft und das einzig Wahre in dem alle Handlungen passieren. Und doch lässt sie sich nicht greifen.

Noch dazu hat jeder seine eigene Ausprägung der Gegenwart, jeder Text greift auf eine andere Autor_innen-Gegenwart zurück, oft liegt zwischen dem Schreib- und dem Leseprozess eines Textes nicht nur zeitlich ein ganzes Stück.

Uns Herausgeberlein wird das gerade in besonderem Maße bewusst, weil wir uns in ganz anderen Gegenwarten befinden als wir es gewohnt sind:

Meine GegenWART wird vom Warten bestimmt. Venedig ist langsam. Die Organisation an der Accademia ist besonders langsam. Und man selbst wird langsam, wenn man sich an den Tourist_innen vorbeischlängeln will. Und Aber diese Ruhe hilft, um mit der ständigen confusion umgehen zu können. Und Ruhe und confusion sind fruchtbar, helfen beim Wahrnehmen und Erleben. Da sind Möwen, die wie Kinder lachen, Italiener, die „permesso“ schreien, da ist Pistaziengrün und weicher Marmor, da ist Fischgeruch und arancino-Geschmack. Und ich - warte auf das Boot...

Eine GEGENwart der Gegensätze prägt die Alltagskultur in Brüssel und Belgien. Es vergeht kein Tag, an dem ich nicht in allen vier mir zur Verfügung stehenden Sprachen kommuniziere. Jeder muss immer irgendwo hin, sitzt dann aber doch nur im Café. Vor der schäbigsten Pommesbude stehen mittags immer dutzende EU-Anzugträger Schlange. Jugendstilvillen stehen prinzipiell zwischen 60er Jahre-Bausünden – und von Behördengängen und demographischen Grabenkämpfen will ich gar nicht erst sprechen.

Danke, dass ihr eure kostbare Gegenwart den Texten dieser Ausgabe widmet - die Gleichzeitigkeit der Gegenwart sieht man in der kuratierten mosaik15 auf der Rückseite, die Zukunft kann nur mit eurer Beteiligung entstehen und aus der Vergangenheit grüßen wir,

Sarah & Josef

INHALT

Selbstliebe ... Big Bang 4

Renate Aichinger, Satie Gaia,
Eva Wimmer, Eva Weissensteiner,
Katharina Haslauer, Matthias
Engels, Sven Heuchert,
Nico Feiden, Christof
Sommersguter, Theresa Brigitte
Gangli, Fabian Widerna,
Lina Mairinger, Denise Übleis,
Marie Gamillscheg

Gegenwarten 21

Miriam Zeh, Max Güntert,
Clemens Schittko, Franz Jäger-
Waldau, Elisa Kainz,
Daliah Frühling, Maria Köchler,
Claudia Wallner, Marina Büttner



#LAUT: SCHWARZ

schlag
zeilen
die uns prägen
die sich einprägen

weil sub
schon lang die überhand
weil diy
der neue way of life

aus
sagen
die hängenbleiben
wahr oder falsch

egal
überschriften schreien uns lautschwarz
die neuen headlines
ins auge

kommentare über
lesen
willst ver
stehen

wie diese angst
wie die geschürt
wie ein care-paket
wie die irrational steigt

mit den mietpreisen die höhen er
reichen
die uns schwindelig machen
egal wie geschwindelschummelt der inhalt

darauf kommt es schon lange nicht mehr an
unser weltbild wird längst von anderen geprägt
unsere sicht verändert
mit neuer basis

ver
suchen
ver
stehen

da
gegen anzu
kämpfen
mit biomilch & fairtradekaffee

Renate Aichinger, Wien

DIE QUALLE

Farblos wabert er zwischen bunten Menschen,
immer in der Hoffnung, dass von ihrer Farbe
ein kleines bisschen auf ihn
abklatscht.

Ab und zu sieht er fast nicht mehr durchsichtig aus,
doch wenn jemand kommt und an seiner Oberfläche
kratzt,
ist darunter
nichts.

Er denkt, dass wenn er sich von jedem ein bisschen
etwas nimmt,
ist er irgendwann besser als alle anderen,
doch alle Farben zusammen, ergeben wieder
weiß.

Wie eine Qualle bewegt er sich konturlos durch die
Welt,
versucht verzweifelt andere Formen zu imitieren,
wenn er sie angenommen hat, lässt er die Hüllen
achtlos fallen,
sie sind wertlos, denn es sind nie
seine eigenen.

Satie Gaia

Ab und zu treffen sich ihre Blicke. Sie wird nervös,
fängt an zu zweifeln. Bin unsicher. Das ist doch lächerlich,
das kann nicht sein. Doch möchte sie es gerne. Diese blauen Augen,
die einen wahnsinnig machen. Sie möchte zurückschauen und lächeln,
doch diese Blockade. In ihr erstarrt alles. Und jedes mal denkt sie sich,
dass sie doch nur zurückschauen müsste. Doch sie kann nicht. Wozu auch?
Es kann nicht sein, dass er sie nicht übersieht. Aber wieso nicht?
Doch was sollte man an ihr finden? Sie ist ihrer Unsicherheit machtlos
ausgeliefert. Unter vielen, doch unvorstellbar einsam. Gehst du mit ihr
oder wartest du lieber bei wem anderen? Klar, bleibst du da. Sie ist ja
niemand, wer anderer gibt dir mehr. So viele Leute um sie und doch so
einsam. Das wollte sie. Doch manchmal sehnt sie sich dann doch zurück.
Zurück in diese traurige Gesellschaft, in diese maßlose und schnelle Zeit,
die einem die Luft zum Atmen nimmt. Und doch will sie zurück. Nicht wegen
allem, wegen dir. Und du bleibst doch so unnahbar. So entrückt, so weit weg.
Du bewegst Dinge, die sie gut festgekettet hat. Sie verleugnet es und doch
klopft ihr Herz. Wie lächerlich. Es stand noch nichts zwischen ihnen. Kein
Wort, nur Luft. Und Luft, das ist sie auch. Sie möchte lachen, weil es neu
und aufregend ist. Doch sie muss weinen, weil es unmöglich ist. Ihr Wille
stemmt sich dagegen, ihr Herz zerspringt. Sie nähert sich etwas, dem sie
nicht begegnen möchte. In ihr lebt die Sehnsucht auf und doch hat sie Angst
davor. Kann man Zweifel pachten? Hier sind sie. So gut täte ihr ein Mensch,
der sie wegschiebt. Ihr die Hand gibt und Sicherheit zeigt. Und doch kann
sie das nur selbst, aber sie will nicht mehr. Sie ist gern alleine, aber un-
gern einsam. Sie möchte gerne Rückendeckung.



SELBSTLIEBE

BIG BANG

Doch im Spiegel sieht sie nur sich selbst, keinen der hinter ihr steht.

Bei jeder Sternschnuppe wünscht sie sich dasselbe. Es heißt doch, wenn man sich etwas lange genug wünscht, dann geht es in Erfüllung. Genau das wünscht sie sich.

Dass du den Mut hast, der ihr fehlt.

Dass du die Überzeugung hast, die sie zerfrisst.

Dass du da bist, wenn sie nicht mehr will.

Dass dir das Herz gegeben ist, um es mit ihr zu teilen.

Und dass sie so lange da bleibt, bis sich ihr Wunsch erfüllt.

Eva Wimmer

BIG BANG

und es kracht
mir ins herz
ich in die baustelle (mit dem rad)
furchtbar wirr
herz rutscht mir
auf die zunge
sprudelt wild das wort jetzt springt
wirbelt hoch
in die wolken
die zerreißen
verstand explodiert
mond wird grün
...
big bang

DU

Eva Weissensteiner

AUSSICHTSLOSE LIEBE

Wenn Liebe aussichtslos ist,
der Schmerz dein Gesicht verzerrt-
du hast dich dieser Erkenntnis immer gewehrt.
Wenn Liebe aussichtslos ist,
geprägt aus Schmerz und Leid,
geweiht schon im Sterbenskleid.
Wenn Liebe aussichtslos ist,
doch wenn sie dein Herz erfüllt vom Duft der
heiligen Zeit,
wenn sie nur blieb, friedvoll und besinnlich bis zur
Ewigkeit.

Wenn Liebe aussichtslos ist,
wenn der Sturm der Liebe dich fest in seinen
Händen hält
und du ihm willig bist?
Und du dich entziehst deiner Pflicht,
gegen Regeln verstößt und Gesetze brichst?
Dann weißt du dass Liebe aussichtslos ist.
Drum wisse, wenn Liebe aussichtslos ist,
zwei Sterne immer erleichen aus Liebe gequält,
wenn ihr Untergang ist frei gewählt.

Katharina Haslauer

GEDICHT MIT 2 MENSCHEN

wir stritten stunden wessen kunst die größere sei: Die desjenigen der unvertrauens und sich des fangens sicher ohne einen zweifel oder anflug von angst oder die dessen der im klaren bewusstsein eines möglichen verfehlers in die luft, die blanke, greift; ob die die dinge klar zu trennen oder die des steten sehens von zusammenhängen und ob das was man gerne herausforderung nennt objektiv überhaupt einen appellcharakter für den einen oder anderen von uns und somit ihre bewältigung oder ein an ihr scheitern in irgendeiner weise eine aussagekraft über unser ihr gewachsensein besitzt und kamen und kamen nicht überein an einander zu zweifeln. in jedem neuen tag sind mit dem vorigen verglichen immer wieder aufs neue einhundertundneunundzwanzig fehler versteckt. täglich beantwortest du mir die fragen die ich nie stellte. ich kann schon von all dem sinn nichts mehr hören und wenn dann allabendlich im hof die angst anschlägt schweigst du dich über all die kausalen bestimmungen aus die einzig deinem aufruf folgen. das einmal herbeigefieberte umschlagen der sekundenstelle wird längst nicht mehr als triumph empfunden und vertuscht nicht mehr verlässlich dass die schwellen zwischen den stunden noch immer nicht versehrtenfreundlich versenkbar sind. in unserer erheblichen endlichkeit ist einzig eine perfekte verletzung entscheidend. präzisieren wir nun gemeinsam meinen folgenden satz: auch im gewitter der austauschbarkeit ist doch mit glücksmomenten immer zu rechnen.

Matthias Engels, Erfurt

AN DER GLUT

Wir zündeten die neuen Zigaretten an der Glut der alten an,
eine nach der anderen. Ich hatte seit zehn Jahren nicht mehr geraucht, und dann gleich vier oder fünf,
direkt auf
Lunge. Aber ich musste nicht mal husten. Unglaublich eigentlich. Als hätte ich nie etwas anderes getan. Es brannte nur ein wenig auf der Zunge. Keine Frage,
das war
ihre Schuld, das mit dem Rauchen. Doch es war
Sommer, und
ich nahm es eben nicht so ernst.

Da hatten wir das mit den Steinen schon hinter uns.
Sie hat
mir diese Stelle gezeigt, ganz hinten, ganz weit entfernt
von den anderen, und wir legten unsere Hände auf die Steine
und spürten ihre Kälte. Wir hörten die anderen noch,
ein
Summen, das uns daran erinnerte, dass wir Menschen waren –
Menschen in Kleidung und mit Manieren, aber die Steine und
der Geruch unserer Haut erinnerte uns auch noch an etwas
anderes. Randvoll waren wir damit.



Dann liefen wir los. Über das Gras, das sie soeben gesprengt hatten, durch den feuchten Dunst bis hoch zur Abtei. Kurz vorm Johannisturm wurden wir langsamer. Der Boden hier war nur Staub und Müll, und wir hatten keine Lust mehr zu rennen. Die Knie taten uns weh glaube ich, aber ganz genau weiß ich es nicht mehr. Jedenfalls legten wir uns auf die Bänke, die verwaist im Innenhof standen, und sahen in den Himmel. Da war nichts zu sehen außer einem tiefen Blau, und du sagtest, du fändest das sehr langweilig. Sehr langweilig, ich erinnere mich. Wie sie das sagte: Der Himmel ist sehr langweilig. Und im nächsten Moment wussten wir, dass es nie besser werden würde. Die Bänke haben sie mittlerweile abgebaut und die Fläche betoniert, doch damals war es ein wilder Garten, vollkommen unberechenbar. Man musste wirklich aufpassen, wo man hin tritt, und dann erst der Steinschlag. Und genau in diesem Sommer war die Stadt voller Idioten, die nach amerikanischen Weltkriegswaffen suchten. Sie hatten alle diese fürchterlich ernste Miene und spezielles Gerät dabei. Die Waffen sollten in einem zugeschütteten Stollen

westwärts liegen, das hörte man so raus, aber gefunden haben sie natürlich nie etwas. Wir jedenfalls suchten keine Waffen, wir suchten die Gabe zu vergessen. Es sollte kein danach geben. Manchmal wünsche ich mir diese paar Wochen zurück. Manchmal wünschte ich, das wäre so einfach wie sich eine Zigarette anzuzünden.

Wir hatten den Sommer wie eine Leinwand benutzt. Jeden Tag eine Szene aus einem Drehbuch, das wir so nebenbei erfanden. Wir improvisierten, und darin waren wir, das muss ich sagen, wirklich gut. Alles sorgfältig choreografiert – nur keine Tanzeinlagen, weil du wusstest, dass ich eben kein Tänzer bin und mich auch immer lächerlich fühle, wenn ich es mal versuche. Ein Klotz, der da einfach nicht hingehört, zu den anderen, geschmeidigen Körpern, die sich so bewusst bewegen können, als seien ihre Knochen aus einem besonders biegsamen Material. So war ich nie. Trotz dem wachten wir auf mit dem Bewusstsein, das wir Hauptdarsteller sind. Komme, was wolle. Doch wie in jedem Film gab es auch ein Ende. Wir wussten das. Aber an diesem Tag mit den Steinen und dem blauen Himmel, da war es für

einen Moment so, als hätten wir es fast vergessen. Geblieben ist der Steinschlag. Manchmal sperren sie den Berg sogar ab deswegen – vielleicht fällt mir ja eines Tages einer dieser Brocken auf den Kopf und beendet jede Spekulation. Das wäre was, oder? Einfach so. Ich weiß wenigstens, dass es kein Traum war. Das ist das Wichtigste. Es geht doch irgendwie weiter, muss es ja, aber immer dann, wenn ich wach liege und weiß, dass der Schlaf nicht mehr kommt, denke ich über diese paar Wochen nach. Nachtgedanken, die ich nicht loswerde. Und wenn ich so da liege und in die Finsternis starre, stelle ich mir vor, das ist die Aufblende – dieser schwarze Moment, kurz bevor der Film losgeht. Glaubst du mir das? Auf diesen Moment wartet jeder. Danach ist alles möglich. Und manchmal ist da sogar noch das Brennen auf der Zunge, auch wenn es seltener wird.

Sven Heuchert, Köln



PAOLO – DIE SORGLOSIGKEIT DES LEBENS

Ich saß tief zurückgelehnt auf einem unbequemen Stuhl irgendwo in einer verrauchten Kneipe in Spanien. Wie war ich hier bloß hingekommen? Ich konnte mich nur noch daran erinnern, dass Paolo mir gesagt hatte, ich solle mit dem 316 Bus zu ihm kommen und ich solle aufpassen, mit dem Bus sind die schlimmsten Typen unterwegs. Aber mir machte es keine Angst, denn Paolo neigte dazu, alles zu dramatisieren, vielleicht weil er mir zeigen wollte, wie hart das Leben in Spanien ist. Paolo war ein klasse Kerl, seine Eltern stammten aus Puerto Rico und er war als Junge nach Spanien gekommen, ich lernte ihn in Köln auf einer dieser Partys kennen, die kein Ende nehmen. Er schlief ein paar Wochen auf meinem Sofa und wir verbrachten heilige Nächte im Rausch des endlosen Klangs der Musik ... Der alte Bus kämpfte sich durch die heißen Straßen Spaniens, am Fenster zog das verdorrte Land an mir vorbei, ich sah alte Frauen und Kinder, wie sie vor ihren Häusern standen und lauthals eine mir unbekannt Sprache sprachen, sah heruntergekommene Häuser, kaputte Straßen und die endlose Weite dieser südlichen Wüste. Als ich angekommen war, ging ich die Treppen hoch zu Paolos Bude, es stank nach Marihuana und anderen Drogen. 2 Typen saßen auf dem Sofa, ich begrüßte sie und setzte mich an den kleinen Holztisch, auf dem das Gras grammweise verpackt lag. Paolo lag mit einem schönen braun gebrannten Mädchen im Nebenzimmer und ich hörte ihre Lust durch die dünnen Wände pochen, hörte ein zartes Stöhnen der Leidenschaft und einen wilden Schrei der Begierde. Es war ein heißer Tag, der Ventilator, verteilte die Rauschschwaden in der ganzen Wohnung und ich schwitze aus jeder Pore meines Körpers. Ich fing gleich an ein paar Joints durchzuziehen und mich oberkörperfrei auf den Boden zu le-



gen, die beiden Typen auf dem Sofa sprachen kein Deutsch, wir lächelten uns ab und zu an, aber eine Unterhaltung kam nicht zustande. Plötzlich sah ich das schöne Mädchen, halbnackt aus dem Zimmer stürmen, sie hatte einen tollen Körper, gleich eines braun gebrannten Engels und ihre Brüste schwebten schwerelos in der aufgedunsen Luft des kleinen Zimmers. Sie fluchte vor sich hin: „Idiota, estúpido gilipollas“ Sie drehte sich noch einmal um, schaute uns gekränkt an und schloss die Tür mit einem Knall, dann hörte man ihre hochhackigen Schuhe, schnell und wütend die alte Holzterrasse hinunter gehen, bis stille einkehrte. Ein paar Minuten später kam Paolo lächelnd und nackt aus dem Zimmer: „Hola mi amigo, schön, dass du da bist“ sagte er, umarmte mich, setzte sich aufs Sofa und zündete sich einen halb abgebrannten Joint an, der im Aschenbecher lag. Ich fragte ihn, was los gewesen sei und er antwortete: „Mujeres, mujeres, du weißt doch, wie das mit den Frauen ist“ Ich war froh, endlich wieder in Spanien zu sein und das langweilige Deutschland hinter mir gelassen zu haben, du hast das großartige Gefühl, als betrittst du das reine Land, dieses Gefühl, dieser spanische Zauber, diese zeitlose Fröhlichkeit der Menschen, die sich nicht um die großen Fragen der Kultur und Zivilisation kümmern, du findest es in all den südlichen Ländern der Welt, in allen Ländern, die arm und frei sind.

La tierra de la libertad – das Land der Freiheit und ich war in diesem Land, hockte auf dem Boden, rollte dicke Joints mit meinen fremden Freunden und rauchte dieses großartige Gras. Es war 2 Uhr und die Sonne stand wie ein glühender Ball hoch am strahlenden Himmel, wir unterhielten uns über die Abendplanung, wir wollten zum Hafen, ich wollte Jazz hören, ich wollte Jazz machen, ich wollte Jazz tanzen und ich wollte Jazz lieben und ich wollte nie damit aufhören zu lieben, zu tanzen, zu lachen und die ganze Nacht im spa-

nischen Rausch erleben. Doch erst mal verbrachten wir den Nachmittag in der heißen Wohnung, rauchten und rauchten, lachten und lachten, schwitzten und stanken ... Die zwei Typen, deren Namen ich bis heute nicht kenne, standen benebelt und schwankend vom Sofa auf, gaben Paolo ein paar Scheine, nahmen ein paar Tüten, verabschiedeten sich mit einem: „Adios Amigos“ und verschwanden. Ich legte mich aufs Sofa und Paolo, der einen Joint nach dem anderen rauchte, fragte mich, wie meine Reise gewesen war.

Ich erzählte ihm, dass ich gut durchgekommen sei und viele Leute mich mitgenommen hatten und ich ein paar wundersame und schöne Nächte unter diesem südlichen Himmel gehabt habe. Ich war eine Woche unterwegs, trampete die Küste entlang und schlief mit meinem Zelt an Orten, die mir mit ihrer Abgelegenheit und einfachen Schönheit begreiflich machten, wie großartig es ist, einfach unterwegs zu sein ...

Langsam versank die Sonne, doch wir bekamen nichts davon mit, wir waren zeitlos in unserem Tun und zeitlos war die Zeit, die uns und alles um uns herum verschlang. Wir machten uns langsam fertig, duschten noch mal, gingen aus der Wohnung und fuhren mit dem Bus zum Hafen, vorbei an Lichtern die in der Dunkelheit des Himmels, wie römische Feuer leuchteten, vorbei an kleinen Läden, die ihre Türen gerade schlossen, vorbei an Dörfern, die fast unsichtbar in den bewachsenen Hügeln verschwanden, die Serpentinien hinauf und wieder hinunter, bis wir endlich angekommen waren. Wir trieben uns noch einige Zeit am Hafen umher, schauten uns die Mauern aus Container an, sahen das wilde Meer und die Lichter der Schiffe weit in der Ferne, am Horizont verschwinden. Es war eine fast wolkenlose, sternklare Nacht. Die äußere Finsternis wurde von Reklametafeln überleuchtet,

und ohne dass ich es bemerkt hatte, standen wir auf einmal vor dem Club, wo heute eine mächtige Sause anstand. Die Luft war stickig und schwer und roch nach Schweiß und Haschisch. An das Kugelgewölbe des Raumes projizierte die Lichtorgel fertige, kaputte, vom Leben gezeichnete Musiker.

Die Band spielte wahnsinnige Beats, die hinaufklettern und abstürzten, hinaufkletterten und abstürzten wie Sternschnuppen in einem musikalischen Himmel. Die Saxofonisten jaulten wie melodisch, klagende Katzen unter dem Mond der Nacht. Die Leute zappelten wie heilige, wahnsinnige Engel im Beat der Musik; Schweiß tropfte von der Decke. Harmonisch steigerten sich die Bläser zum Höhepunkt; lauter, noch lauter, sie starben tausend Tode auf der Bühne und die Frauen zu ihren Füßen zitterten vor Erregung, gaben sich der Wildheit Ihrer Körper hin.

Paolo und ich mischten uns unter die tanzenden Frauen, die wie Gottheiten ihre Körper im Rhythmus der Lust bewegten, es schien als spielte die Band nach den verführerischen Bewegungen der Frauen, als seien sie hier die Königinnen und wir nur dumme Bauern ...

Es war großartig, dieses Schauspiel mit anzusehen, noch nie hatte ich vorher solche Bewegungen gesehen, solch filigrane und gleichzeitig besinnungslose Bewegungen, es schien als seien sie genau in diesem Augenblick im Einklang mit dem Universum, zeitlos, ewig, für immer in diesem Augenblick gefangen ... Alle tanzten zusammen und doch allein in ihrer eigenen Welt – der warmen, sattfarbenen, lebendigen Welt eines ekstatischen Abends. Sie waren drinnen, hier und jetzt, drinnen geborgen in den immer so lauen Lüften, unter dem blauen Himmel des Lebens ... Unendlich dahin zu treiben, unendlich frei in ihrer

heiteren Erkenntnis der Nacht. Paolo tanzte ohne Unterbrechung. Ich setzte mich auf einen Stuhl und sah bekifft und verzaubert seinem Tanz zu, er bewegte sich wie ein junger, schwarzer Gott und die Frauen verzehrten ihn mit ihren Blicken ...

Irgendwann verließ ich den Club, durchgeschwitzt, müde und weit weg von zu Hause. Dann umschloss mich die Dunkelheit und ich erinnere mich an nichts und Paolo, ich habe ihn nie wieder gesehen, aber ich glaube er tanzt noch immer durch die zauberhaften Nächte Spaniens, schläft mit den schönsten Frauen und kümmert sich um nichts weiter, als um die schönsten Freuden des Lebens selbst. Und immer, wenn die Sonne untergeht und ich durch die Straßen einer Stadt laufe und aus irgendeiner Kneipe Jazz oder Latino Musik höre und die Menschen träumt tanzen sehe, dann muss ich an Paolo denken, ob er wohl noch immer sorglos und frei, mit einem Joint hinterm Ohr das Leben genießt ... Immer dann denke an meinen Freund Paolo.

Nico Feiden, Hannover



SELBSTLIEBE



BIG BANG

WIESENBLUMEN IN DER DÄMMERUNG

„Was ist mit den Kleinen“, fragte sie mit erkalteter Stimme, deren Einzelteile sich auf der Fensterscheibe vor ihr zu einem dicken Nebel zusammenschlossen, in die Leere des Raumes hinein, dem sie den Rücken zugekehrt hatte, während die Blicke ihrer außergewöhnlich jung erscheinenden Augen auf der anderen Seite der gläsernen Wand, an der sich ihre Stimme in aufgestauten Wolken verfangen hatte, einander die Hecken auf und ab jagten. Dabei mussten die beiden nicht einmal auf die Beschaffenheit des Bodens achten, auf die nackten Wurzeln und die verstorbenen Blätter, über die manch Ortsunkundiger gestolpert oder ausgeglitten wäre. Wie zwei sorgenlose Kinder tollten die beiden da draußen herum, und sie stand da, wie eine gütige Mutter, die mit Wohlwollen und aus der Vergangenheit hervorgebrachter Melancholie dem Spiel aus der Ferne beiwohnte. Es war ihr, als strich durch das kindliche Herumbalgen ein sanfter Wind an das Fensterglas, der den Hauch beschlagenen Graus zu einer neuen Klarheit zerstob und als er bis an ihr Gesicht vorgedrungen war, sie tief einatmen ließ. Der sanfte Wind wirbelte den zergrauten Staub in ihr derart auf, dass sie zweimal kräftig niesen musste und die Fensterscheibe sofort wieder mit undurchdringlichen Nebelwolken beschlagen war. Doch sie konnte mit ihren nach innen gewendeten Augen sehen, was dadurch zum Vorschein gekommen war. Da waren zwei dicke rote Backen, zwischen denen sich ein süßes Lächeln spannte und, oh wie hatte sie es vermisst, dieses entzückende Kleid mit den roten und rosé-farbenen Nelken. Immer eine große neben einer kleinen und darüber eine verkehrt herum und immer so weiter. Wie sich die Blumen so schön im Wind wiegen, wenn man damit über die Wiesen läuft.

Die ersten Schatten des Abends krochen über die nahegelegenen Hügel und besetzten die von der Sonne

abgewandten Hänge und Niederungen. Es war die Tageszeit, in der man aufgrund der sich verdichtenden Dunkelheit etwas unruhig wird. Sie unterbricht einen und verlangt Antwort auf ihre herausfordernde Finsternis, jeden Abend aufs Neue. „Was ist mit den Kleinen?“ Sie sprach diese Frage nicht laut aus. Vielmehr schwebte sie über ihr und zog sie aus ihrer rosé-farbenen Verträumtheit wieder an die Oberfläche der Realität, die sie mit einem verschmähenden „Finster“ quittierte. Pflichtbewusst mahnte sie die herumalbernden Kinder zur Vernunft, sie sollten doch endlich hereinkommen. Es sei schon zu spät für derlei ausgelassene Vergnügungen. Dabei dachte sie noch einmal an die roten Nelken und daran, wie zeitlos doch ein Kinderspiel sein konnte. Als die beiden aus der Dämmerung heimkehrten, vererbte auch das letzte Rütteln des Windes an der Fensterscheibe und in der gesamten Leere des Raumes legte sich der zergraute Staub wieder beruhigend auf die karge Innendekoration, die durch das Aufstauben des Windes schmerzvoll offen legen musste, was der Schleier des Vergessens gutmütig zugedeckt hatte, so wie sich über einer roten Wunde eine Kruste spannt und so einen zarten Schutz und Erleichterung bietet. „Lass die Kleinen spielen“, sagte sie mit bestimmter aber gutmütiger Stimme, während sie noch einen Schritt näher an das sich im Fensterglas spiegelnde Gesicht herantrat. Im Angesicht der eigenen Nähe vermochte sie nicht weiter die Augen offenzuhalten. Sie senkte ihren Kopf, wie es auch die hilflosen Wiesenblumen des Nachts tun, während es noch lange zwischen staubigen Backen und roten Kleidern und blumigem Lächeln in ihr nachhallte: „Die Kleinen sollen spielen“.

Christof Sommersguter

ZU IGOR STRAVINSKY'S „FRÜHLINGSWEIHE“ – „LE SACRE DU PRINTEMPS“

Sich zu Tode
tanzende Jungfrau
um den
Frühlingsgott
zu versöhnen

Umringt
von
greisen
Männern

Theresa Brigitte Gangli

ONEIROS

Kichernd dachte er, wie er gestern, im Traum, den verkommenen Idioten, der, plötzlich, vor ihm an der Böschung aufgetaucht war, und offerierte, ihm drei Wünsche zu erfüllen, in den Fluss geschubst hatte, dass der kreischend, mit den Armen Flüche gestikulierend, zerzaust und durchnässt wieder hochklettern hatte müssen. Während er ihn belustigt beobachtete. Das Gras sträubte sich unter den fahrigen Tritten eines Erbosten, und wie von einem sich ausschüttelnden Hund flogen in alle Richtungen wilde Tropfen. Um anschließend mitzuteilen, mit hängenden Mundwinkeln und zu Berge stehendem Haar, dass er die richtige Wahl getroffen hätte, und ...

Was das sei, hätte er fragen wollen; alles danach versank im schwammigen Kontinuum aus Unwägbarkei-

ten, das Träume für gewöhnlich einhüllte, einlullte, um nicht weiter darüber nachzudenken, und mit fortlaufender Zeit mehr und mehr zu durchdringen begann. Sodass er alles Mögliche denken mochte, welches der Traum mit ihm gemacht habe, ohne dass davon etwas, das über die Erkenntnis des Traums hinaus in ihm weiterzuwirken schien, in Empfinden und Wahrnehmung je die eigentliche Vorstellung traf.

Dann war er erwacht, weil es trotz weit geöffneten Fensters unter der Decke zu warm geworden war. Dann konnte er sich nicht einmal vorstellen, wie ihm der ruinierte Mensch begegnet war, wobei die dumpfe Erinnerung ihn mit dem Klischee einer sehr verfallenen Waldhütte assoziierte. Das war komisch.

Sie schlief noch.

Er versuchte, sich noch an weitere Details zu erinnern, wenige Schritte, dachte er jetzt, neben ihm hätte sich eine Brücke befunden und das Gras sei feucht gewesen; ob vom Tau, oder von kürzlich erfolgtem Regen, ließ sich nicht entscheiden, weil er nicht nach oben schauen wollte. Hier war der Himmel blau, wolkenlos und die nicht mehr ganz morgendliche Sonne ließ ihn aufstehen und nach draußen gehen, hinunter zur Terrasse wo schon gefrühstückt wurde.

Sie hatten miteinander geschlafen.

Ging dann zu einem freien Tisch und wartete, bis man ihm Tee und Kaffee serviert hatte. Dann bestrich er sich, vom nicht allzu reichlichen Buffet, eine Semmel mit Butter und Marmelade. Beobachtete die ihn umgebenden Touristen und Durchreisenden, Familien und Einzelgänger, die alle glücklicher, oder mindestens zufriedener aussahen, als das Land es seiner An-



sicht nach, die er nach objektiven Gesichtspunkten gebildet zu haben glaubte, für möglich halten sollte. Der, oder ein ähnlicher Mann war schon einmal aufgetreten, auch an einem Fluss. Der aber düsterer gewesen zu sein schien. Er biss in seine Semmelhälfte, und ein Gutteil goldgebackener Kruste bröselte auf Teller und Schoß; gedankenverloren (oder so ähnlich) wischte er' s zu Boden. Es lag zwar nahe, aber sicher war er sich nicht, dass die beiden Männer eigentlich ein und derselbe gewesen wären, oder etwa Verkörperung ein und desselben Prinzips. Eine hingefällige Taube kam, ums aufzupicken und ließ sich, vermutlich wegen übertriebener Menschengewöhnung, nicht vertreiben, zumal er das Tier nicht treten wollte. Das aber nun doch relativ unvoreingenommen, und zusammen mit der abrisssreifen Hütte der Assoziation mit den alten Männern aus den Träumen zum Opfer fiel. Kaum schade drum.

Den anderen Alten hatte er nicht ins strömende Wasser geschubst.

Dafür, glaubte er sich zu erinnern, war' s selbst ihm zu schmutzstarrend, wobei er nicht mehr wissen konnte, woran festzumachen gewesen wäre; vielleicht am einfachem Zusammenhang mit der durchgängig modrigen Umgebung, oder der Himmelimitation, die aussah, als würde es bald Verschimmeltes regnen. Und überhaupt gab'~s keine Schnellen, s' war mehr ein Acheron, und der Alte ein Charon, den man nicht recht anfassen wollte, weil man sich in den Quellen nicht einig war, ob unter den verwitterten Gewändern mehr als Haut und Knochen zu finden wäre.

Die Sonne war inzwischen höher gestiegen. Er nahm einen Schluck. Die Taube pickte weiter, irgendwie absurd. Und was wollte er an einem Totenfluss, zumal kein Psychopomp in Blickweite war, und er es nicht selbst sein wollte. Weil er dann lächerlicherweise die zu geleitende Seele alleine am Eingang vergessen

hätte, um, folglich, alleine zum schaurigen Greis zu wandern. Auch das wäre absurd. Oder der Dreckskerl, der nicht er war, hätte ihn gerade hier unten, der er keine verlorene Seele war, zurückgelassen. Und Obolus hätte er auch keinen dabei gehabt, um dem Fährmann den unvermittelt verschuldeten Verdienstaufschlag zu erstatten. Bin ja noch, hatte er gedacht, viel zu jung, hatte er gesagt, wobei der Alte gleichmütig stehengeblieben war, möglicherweise, das wusste er nicht mehr, fordernd die Hand aufhaltend.

Das half nicht recht weiter, weil der Idiot von vorhin ihm doch nicht finster genug in Gedanken geblieben war, verrückt eben, ja gut, aber nicht finster genug für den steinalten Fährmann; und dann fragte er sich doch, was mit den drei Wünschen geschehen wäre. Und dass solche Händel so archetypisch in die Hose gingen, in fast allen Geschichten, die man kannte; dass es zumindest interessant gewesen hätte sein können, selbst im Traum nur sich vom Gegenteil zu überzeugen, und all den Schwachköpfen, die sich das Falsche gewünscht hätten, in langem Nachhinein eins auszuwischen.

An Stelle der Taube saß jetzt Geryons Hund; man sah aber keine Federn; er musste sie als Ganzes verschluckt haben. Er schnitt seine andere Semmelhälfte in zwei Teile und warf sie dem Vieh hin, das sich darüber hermachte. Er kämpfte mit Gleichzeitigkeiten. Der Köter war fett geworden, seit er keine Rinder mehr bewachte.

Schließlich, glaubte er dem mittlerweile etwas krampfhaften Erinnerungsversuch, nachdem er abermals von seiner Semmelhälfte abgebissen, und einen weiteren Schluck genommen hatte, hätte er sich einfach umgedreht und den mutmaßlichen Charon stehengelassen. Weil es Wichtigeres gäbe ... Vermutlich weil sich daneben immer noch Wichtigeres befand, das vor dem Alltag bewahrt werden sollte.



Das stellt ihn nicht zufrieden.

Die Welt stellte ihn nicht zufrieden.

Obwohl Träume noch nicht gedacht waren, zufriedenzustellen, aber davon mehr, und andermal ...

Er schaute auf, und blinzelte vom durchdringenden Blau, da kam sie in einem leichten Kleid und trank aus seiner Tasse, tätschelte dem Hund, der es sich bequem gemacht hatte, die Köpfe, blinzelte verschlafen ...

... und es rauschte –

Fabian Widerna, München

UNTER DEN BIRKEN

Die Sonne geht morgen unter. Dann werde ich unter der Birke stehen, die ganze Nacht zitternd warten. Du bist mein Schlaflied. Ich weiß du wartest auf Worte von mir. Worte der Bekenntnis. Aber hab Geduld meine Liebe, die Zeit wird kommen wenn meine Worte und Blicke dich wahrhaftig treffen werden. Wir sind für einander bestimmt, du weißt es noch nicht, aber wenn du mich erst kennst, wirst du es erkennen. Ich genieße die kühle Luft unter meiner Birke. Unsere Birke. Ich spüre einen nächtlichen Anflug von Romantik.

Du bist eine Spielerin, ich habe das Gefühl ich würde dich schon ewig kennen, dich und deinen Körper, den du mir jeden Abend bei geöffneten Vorhängen in seiner Vollkommenheit zeigst. Ganz heimlich zeigst, und deinen Blick nicht zu meiner Birke wirfst, als spieltest du mit mir, wolltest mir nicht zeigen, dass du mich siehst. Eines Nachts, werde ich unserem nächtlichen Spiel eine Wende geben. Ich denke ich mache es in ein, zwei Wochen, wenn es draußen wärmer ist. Ich

werde eine verregnete Nacht nehmen, das macht es geheimnisvoller, ein bisschen aufregender und ich hinterlasse weniger Spuren, wenn der Regen alles hinter mir wegschwemmt. Nicht das du mein Spiel zu früh durchschaust.

Heute Abend geht die Sonne unter. Ich warte auf dich, sehe dich am Fenster stehen. Aber was machst du? Du ziehst dich aus und was anderes an. Schnell streifst du deine Bluse über deinen Oberkörper und verlässt den Raum. Was machst du? Das ist gegen die Regeln! Das darf sie nicht. Ich muss sie bestrafen! Wo geht sie hin? Soll ich ihr folgen? Nein ich werde warten, ich warte, so lange bis sie zurück ist. Dann bestrafe ich sie. Mein Mädchen wo wirst du nur hingehen? Ich werde dort sein wo der kalte Wind bläst. Dort bei der Birke, wo die Sonne nie hinkommt. Ich finde dieselbe alte Angst unter dieser Birke. Lügst du mich an, mein Mädchen? Du kommst viel zu spät nach Hause. Wo warst du bloß?

Gestern geht die Sonne unter. Es war spät. Lüg mich nicht an! Wo hast du geschlafen? Lüg mich nicht an! Warum weinst du? Hast du Angst? Sag die Wahrheit, dann ist alles gut! Lüg mich nicht an, mein Liebling! Na gut, du scheinst es nicht anders zu wollen.

Der, den du getroffen hast, ist tot. Man fand nur seinen Kopf.

Wenn sie morgen noch nicht untergeht? Ich denke sie hat Hunger, vielleicht sollte ich ihr was geben, aber vorher vielleicht von ihr runter gehen. Mir ist langweilig mit ihr. Und ihr mit mir. Vielleicht sollte ich Schluss machen. Ihr ein Schluss machen. Will sie Nahrung? Sie bittet mich sie loszubinden, sagt ihr Rücken schmerzt ihr und ich langweile mich.

Ich denke zurück an die Birke, an unser nächtliches Spiel, ihren schönen nackten Körper, den sie nur für mich abends vor dem Fenster präsentiert hat. Sie ist langweilig geworden, versteckt ihren schmutzigen Körper nun, weint und jammert. Wer hat das Spiel wohl verloren? Du erwischst mich wie ich abschweife, beeindruckend dieser Wille des Instinkts.

Lina Mairinger

ENT-BILDUNG

Die kleine schwarze, außen mit Samt verkleidete Tür schwang auf und Stella betrat die schmale Bühne. Sie war nicht die Erste in der Show. Tatsächlich war sie sogar eher am Schluss vorgesehen, denn die hübsche Brasilianerin sollte den Höhepunkt des Abends markieren und dem bereits geifernden Publikum das letzte Geld aus den Taschen locken.

Stella hob einen ihrer zierlichen Füße und stieg in hochhakigen, knallroten Pumps mit routinierter Bewegung über die unsichtbare Barriere der Menschenwürde hinweg. Vor ihr lag bekanntes Terrain. Auf der Bühne gab es keine Frauen, hier wurden Objekte begafft.

Aus allen Winkeln des kleinen stickigen Pubs wurden Jubelschreie und obszöne Ausrufe laut. Einem Seiltänzer gleich versuchte Stella, nicht auf die grölende Masse unter ihr zu achten. Doch sie spürte die gierigen Blicke der sexhungrigen Meute, die wie schwere Gewichte auf ihr lasteten und ihr das knappe rotschimmernde Kleid vom Leib reißen wollten. Dieses war die letzte Hürde, die es zu überwinden galt, um die Barbesucher in äußerste Ekstase zu versetzen.

Während Stella gekonnt ihre Hüften zu lateinamerikanischer Musik schwang, entledigte sie sich des Stücks

Stoffs und stand ihren Bewunderern einzig von einem Höschen in der gleichen Farbe wie das Kleid bedeckt gegenüber.

Die Begeisterung der Männer erreichte den absoluten Höchststand und deren hart verdientes Geld flatterte Stella nun in Form von Scheinen entgegen.

Die Augen der Brasilianerin begannen zu tränen, nicht aufgrund des herabwürdigenden Auftritts, denn psychisch hatte sie sich vom Geschehen gänzlich abgegrenzt, sondern wegen des beißenden Rauchs, der sich in Schwaden unter der niedrigen Decke sammelte. Plötzlich geriet Stella aus dem Gleichgewicht und ins Schwanken. Ein Mann hatte die Abgrenzung überschritten und zertrte nun an ihrem Knöchel.

Irritiert versuchte sie loszukommen. Ein Hauch von Panik erfasste sie und Stella drohte zu stürzen.

Aber ein Türsteher hatte den Unruhestifter bereits bemerkt, packte ihn mit seiner tellergroßen Hand an der Schulter und zog ihn mit solcher Wucht nach hinten, dass sie beinahe mitgerissen wurde.

Völlig aus der Fassung gebracht, hob Stella ihr Kleid auf und beendete frühzeitig ihren Auftritt. Der Schock saß ihr noch immer in den schlanken Gliedern als sie die Umkleide erreicht hatte. Nur noch wenige Mädchen hatten ihre Show noch vor sich und waren in dem schmalen Raum versammelt. Die jüngeren grüßten sie bei ihrem Eintreten annähernd kollegial. Einige der älteren betrachteten Stella mit kaum verhohlener Eifersucht auf deren Jugend und Figur, die in ihrer Branche alles bedeuteten. Selbst in dieser Schicht der Gesellschaft fühlte sich die junge Südamerikanerin noch als Außenseiterin, von anderen durch eine unsichtbare Grenze getrennt.

Aus einem der zwei großen Spiegel an der Wand schaute Stella ihr Spiegelbild entgegen. Mit hohlem Blick startete sie zurück und dachte bei sich: „Das ist also aus dir geworden“.

Anstatt sich wie sonst abzuschminken und in ihre Jeans und ihr T-Shirt zu schlüpfen, nahm sie einen der Lippenstifte vom überfüllten Tischchen, musterte ihn kurz und zog dann schnell und gekonnt mit leuchtender Farbe ihre geschwungenen Lippen nach. Zum zweiten Mal an diesem Abend zwängte sie sich in das schillernde Kleidchen und streifte schließlich ihren Mantel über. Stirnrunzelnd verfolgten ihre Kolleginnen den Vorgang, aber Stella ließ die stummen Fragen unbeantwortet auf ihren Gesichtern zurück und ging zum Hinterausgang hinaus.

Nachdem sie den kühlen Eisengriff der unscheinbaren Holztür losgelassen hatte, fiel diese geräuschvoll hinter ihr zu und Stella war in dämmerige Dunkelheit gehüllt.

Auf dem Pflaster der winzigen Gasse, in der sie sich nun befand, hatten sich wegen des Regens am Nachmittag Pfützen gebildet. Stella blickte an den feuchten Wänden der heruntergekommenen Gebäude entlang in Richtung Hauptstraße.

Dort konnte man das Flackern der Barbeleuchtung erkennen, die ein halbnacktes Mädchen auf dunkelblauem Hintergrund zeigte. Der Weg nach Hause führte daran vorbei, die Straße geradeaus weiter und dann rechts. Doch Stellas Ziel lag heute in entgegengesetzter Richtung.

Eine kühle Abendbrise wehte ihr langes braunes Haar in ihr kummervolles Gesicht, als sie sich umdrehte. Sie fröstelte und verspürte das seltsame Gefühl, dass sogar der Wind ihr Vorhaben nicht guthieß und sie davon abhalten wollte.

Aber Stella blieb keine andere Wahl.

In trostloser Haltung setzte sie sich in Bewegung und ihr Mantel flatterte raschelnd um ihre nackten Beine. Unwillkürlich musste sie an ihren kleinen Sohn denken und die dadurch aufkommenden Tränen mit aller Kraft unterdrücken. „Bestimmt schläft er seelenruhig in seinem Bettchen“, beruhigte sie sich selbst. Gern wäre

sie umgekehrt, hätte sich in der winzigen Wohnung zu ihm unter die Decke gekuschelt und die mürrische alte Nachbarin somit von ihrem Wachdienst abgelöst. Aber einen ruhigen Schlaf hätte sie nicht finden können. Zu schwer lasteten die Geldsorgen, die hohe Verschuldung um wenigstens das Nötigste abzubezahlen, auf ihrem Gewissen.

Zaghaften Schrittes kämpfte Stella sich weiter die Straße entlang. Die alles umfassende Finsternis wurde nur hier und da vom Lichtkegel einer Straßenlaterne unterbrochen. Unter einer dieser Leuchten kam sie schließlich zum Stehen.

In das grelle Licht der Lampe blinzelnd, dachte Stella daran, wie sie einst gehofft hatte, so ein Licht in diesem Land zu finden und der Armut in ihrem kleinen Heimatdorf in Brasilien zu entfliehen. Damals hatte sie einen anderen Namen gehabt, sie war nach ihrer Mutter und Großmutter Maria genannt worden. Doch die kleine Maria war verschwunden und Stella war auf den Plan getreten.

Maria wäre nie Gogo-Tänzerin geworden. Stella schon. Maria hätte nie ihre Familie im Stich gelassen um illegal über die Grenze zu kommen und in einem gänzlich fremden Land ihr Glück zu suchen. Stella aber hatte alles riskiert und alles verloren. Mit gefälschten Papieren und ohne Aussicht auf eine Zukunft stand sie nun allein mit ihrem vierjährigen Sohn David da, den sie nach seinem schönen, aber treulosen Vater benannt hatte. Vier- bis fünfmal pro Woche vollführte Stella einen Balanceakt zwischen verführerisch wirken und tatsächlich verführen, was in ihrem Beruf nicht gestattet war. Eine Tänzerin sollte dem Kunden lediglich zeigen, was sie zu bieten hatte, musste aber gleichzeitig unerreichbar für ihn bleiben. Diese eine Grenze durfte nicht überschritten werden. Doch genau das war es, was Stella im Moment vorhatte. Was sie bisher nicht einmal zu denken gewagt hatte, schien ihr nun

WENN WIR SCHWARZ WERDEN

der einzige Ausweg aus ihrer misslichen Lage zu sein. „Prostitution“, flüsterte Stella in die sternenklare Nacht hinein, aber die Nacht hatte kein Ohr für sie. „Das ist Prostitution...“ Ihre Stimme klang verzweifelt und hysterisch. Der Mond schien hell auf das regenasse Pflaster, so als wollte er die junge Frau mit seiner Sorglosigkeit verspotten.

Nachdem sie sich langsam und widerwillig aus ihrem Mantel geschält hatte, stand Stella da und wartete im Kegel des Neonlichts auf Kundschaft.

Hier, wo sich Villenviertel und Ghetto lächerlich nahe waren, wo die Kriminalität am höchsten war und die Anwesen gesichert wie Gefängnisse, erhoffte Stella sich am meisten Erfolg.

Ihre Beine waren schon taub und sie zitterte am ganzen Körper vor Kälte, als schließlich ein Wagen vor ihr zum Halten kommt. Das Fenster wird heruntergefahren und eine tiefe männliche Stimme meldet sich: „Was ist der Preis?“ Um das Gesicht besser zu erkennen, tritt Stella zaghaft aus dem Licht und nähert sich dem Auto.

Ihr Herz beginnt schmerzhaft schnell zu pochen. Mit einem Schlag ist ihr Gehirn wie gelähmt und sie beginnt sinnlos vor sich her zu stottern. „Soll ich das wirklich tun?“, ist der einzig klare Gedanke, den sie fassen kann.

Der Mann wiederholt ungeduldig seine Frage und lässt seinen kalten Blick prüfend über ihren Körper schweifen. Stella stößt währenddessen psychisch an ihre Grenzen. Sie spürt eine innerliche Barriere, ihr Rest von Würde und Stolz begehrt ein letztes Mal auf. Dann ist ihre Entscheidung gefallen.

Denise Übleis

Er hat mich gleich an Franz erinnert. Wie er behutsam seine Schritte wählt, als könne er sie nicht überall hin setzen, als könnte er einstürzen, wie seine Mundwinkel zur Seite abfallen, wenn er allein an der Bar steht und schaut, skeptisch, bis er mich in einer Ecke des Cafés entdeckt. Als er sich mir gegenüber setzt, heißt er doch Martin und sagt: „Ich möchte Ihren Körper kaufen.“

Franz hat einfach aufgehört zu essen und ist gestorben, jung, grün, ewig misstrauisch. Ich stelle mir vor: Wie Franz sich an den Ast klammert, wie er seine Augen nach hinten dreht, als er den Tod über den türkischen Rücken kamm kommen spürt, ob er ihn sieht. Wie ihn der Schwindel überkommt, tagelang nichts gegessen, wie er fällt, sein Schwanz will ihn nicht mehr halten und wie ein Stück Butter, hart, tot, steif stürzt er zu Boden. Vielleicht streift er einen Ast bei seinem Sturz, vielleicht spießt ihn die Brücke auf, die wir ihm gebaut haben, in den kompakten, kleinen Bauch, vielleicht blutet er, verblutet er, dunkelrot, dickflüssig, wenn er auf der Erde im Terrarium liegt. Ob er Chamäleons möge, frage ich ihn. Er, der sich Martin nennt, raucht, wie es sich gehört. Chamäleons? Das Reptil? Das seine Farben der Umgebung anpassen kann? Alles an Martin, wenn es ihn gibt, ist etwas zu neu, zu gewählt, zu gewöhnlich, sogar sein Gesicht ist gewöhnlich, oval und ohne Kanten, blasse Haut und genauso blasse Augen. Auch der Bart macht ihn nicht interessanter.

„Meines ist gestorben“, sage ich, er nickt wieder, wir sehen beide durch die Glaswand nach draußen. Ich sage nicht unseres, weil er kennt L. nicht, er ist vielleicht der erste Mensch, der ihn nicht kennt, der mich kennt und nicht weiß, dass er existierte und das macht ihn etwas weniger gewöhnlich.

„Wir können auch zu mir gehen“, sage ich, als er gerade bestellt und von drinnen klopft der Kellner an die Glaswand, als wir am Bürgersteg vorbeigehen, der Kaffee steht am Tisch. In der U-Bahn stehen wir nebeneinander, als kennen wir uns nicht. Manchmal, lasse ich mich von der Bahn in die Kurve legen und berühre ihn, als wäre ich zu schwach, um mich aufrecht zu halten. Er riecht nach einem gewöhnlichen Männerparfum, und den habe ich mir ausgesucht, denke ich mir, von dem habe ich mich aussuchen lassen, Martin, ich hätte mit dem Fahrrad nach Istanbul fahren oder eine Rucksackreise nach Myanmar machen können oder ich hätte mir die Haare schneiden oder neue Drogen ausprobieren können, aber ich habe mir Martin ausgesucht.

In meiner Wohnung haben wir aufgehört uns zu sitzen. Als wir später in meinem Bett liegen, überall Brotkrümel, ist mir das Du doch zu nah, aber dann ist es schon zu spät. „Schön, dass wir uns getroffen haben“, sagt er und lächelt. Seit wir beide nackt sind, sieht er mir sicherer in die Augen. Ich lasse mich ins Bett fallen, sodass es schön aussehen könnte.

Er sieht mich an, mein Körper dreht sich ihm zu und seine Hand fährt über meine Hüfte, wie er ihr mit den Augen folgt, fast gierig.

„Du wirst Isa heißen“, sagt er und summt ganz leise etwas. Er bewegt seine Hand dazu, er hebt mir die Melodie ins Ohr, sanft, aber bestimmt, trotzdem habe ich keine Töne, aber ich nicke. Die meisten Menschen sind nackt weniger schön als angezogen, Martin auch. Aber er ist Käufer, ihm muss nichts unangenehm sein. „Warum Isa“, frage ich ihn, er sagt ihn immer wieder, leise vor sich hin. „Hör doch mal, dieser Gleichklang“, sagt er. Wie dieses S alle anderen Buchstaben weich und zutraulich macht? Wie dieses I das Wort anfangs

drückt, klein und unbedeutend, und sich dann breit und stolz auf das A wirft? Isa. Er summt es weiter leise vor sich hin, als wäre ich nicht da, ich mache die Augen zu, ich bin nicht da. Ich denke an Franz, an seinen kleinen, schwarzen toten Körper, ich hätte ihn gern fallen gesehen.

Wir reden über weite Schneefelder im Winter, wenn die Kälte in Dampfschwaden aus dem Boden aufsteigt, wir reden über schumrig erleuchtete Häuser, wenn man nachts über die Landstraße fährt und wir reden über tote Igel in der Stadt. Wir reden über Kunst, über seine Musik und er sagt, dass er alle, die keine Künstler sind, für banale Menschen halte. Ich werde hungrig. Ich wünschte, ich hätte im Café doch noch etwas gegessen, er hätte doch gezahlt.

Als er auf die Toilette geht, hat sich sein Parfum bereits in meiner Bettwäsche eingenistet. Ich lege mich in seinen Geruch, obwohl ich ihn widerlich finde, und er steht wieder vor mir. Nackte Männer sind hässlich. Er zündet sich eine Zigarette an, er hat nicht gefragt, ob er in meinem Zimmer rauchen darf, fällt mir auf, und ich überlege kurz, ob ich ihn frage, wieso er mich gekauft habe.

Er legt sich wieder neben mich, äschert, hinein in die weiße Bettwäsche, hinein in sein Parfum. „Glaubst du an Geister?“, fragt er und sieht mich nicht an, sondern dem Rauch nach, wie er im Zimmer hochsteigt. Ich weiß es. Ab jetzt stellt er die Fragen. Und ich werde wieder auf meinen Körper aufpassen. „Ich weiß es nicht“, antworte ich, ich fühle mich schwach, herrlich schwach zwischen den Polstern, zwischen dem Rauch und dem Parfum.

„Die Geister machen meine Musik, Isa.“ Er greift mir wieder an die Hüfte, so schön geschwungen, wenn ich auf der Seite liege. Er kniet über mir, ich zwischen



seinen Beiden, seine nackte, warme Haut, seine krausen Haare auf den Schenkeln. „Das stimmt übrigens nicht mit den Chamäleons“, sage ich.

„Was stimmt nicht?“, fragt er. Sein großes, ovales Gesicht sieht mich an. „Dass die ihre Farbe an die Umgebung anpassen. Das stimmt nicht. Die ändern ihre Farbe nach Gefühlslage.“ Ich nicke, wie zur Bestätigung, dann mache ich die Augen zu, weil, wenn er über mir steht und mich ansieht, nur schaut und wieder zu summen beginnt, mit der Hand dem Orchester einen Einsatz gibt, das nur für ihn spielt, wenn er die Takte auf mich fallen lässt, dann sehe ich lieber nicht hin. Mit geschlossenen Augen, wenn ich ihn mir doch gleichzeitig vorstelle, wie er über mir steht, dann sieht er aus wie Franz. Seine Augen, die sich in alle Himmelsrichtungen drehen können, wie er meinen ganzen Körper sehen kann, unter der Decke, auf der Rückseite, als könne er ihn nur mit seinen Augen drehen, drücken, ziehen, als gehöre er ganz ihm.

Meine, seine ganze Hülle. Es muss die Musik in seinem Kopf sein. Er lässt sich neben mich fallen, es ist sein Bett und ich liege immer kleiner neben ihm. Ich berühre ihn kurz, seinen bedeutungslosen Oberarm. Ich werde auch rauchen, weil es dazu passt. Er wird meine Hände in die Matratze pressen, bis es weh tut, aber es wird nicht mehr wehtun, als er seine Zigarette auf Isas Handgelenk ausdrückt. Immer tiefer drückt er sie ins Bett, bis sie irgendwann darin versinkt, auf einmal rutscht sie durch und über ihr das dünne Baumwollleintuch, dahinter er, sein Gesicht, anfangs flächig rot, ist jetzt fleckig, wie von einer Krankheit wund gepunktet, er drückt sie immer weiter in die Matratze, in den Lattenrost, in den Boden, und schiebt die Töne hinterher, das Orchester spielt immer nur für ihn. Das dünne Leintuch, wie eine zweite Haut, die sich nicht abschält, eine dünne, weiße Haut, wie sie langsam bunt wird, dann schwarz.

Ich habe das Papier parfümiert, bevor ich es in die kleine Holzkiste gelegt habe. Ich hatte Angst, dass es stinken könnte, wie faules Obst und dann habe ich Franz hineingebettet, sein fester Körper auf einmal ganz weich in meiner Hand. Ich habe Blumen dazugelegt und eine Schleife gebunden, macht man das bei einem Begräbnis, das hätte ich alles gemacht, wenn ich ihn nicht allein sterben gelassen hätte. Ich bin mit der Holzkiste, verschlossen, parfümiert, in der Straßenbahn gesessen, zu dem Kürbisacker gefahren, neben L.s Haus. Ich habe ihn in der Erde vergraben, neben der Hecke, ganz allein, ich bin nur gestanden und habe an ihn gedacht, Franz, habe ich mir gedacht, das hättest du dir nicht gedacht, wir zwei, dass wir überleben. Ein Kürbis ist schwerer als ich dachte und ich lasse ihn an der Bushaltestelle liegen.

Als ich wieder aufwache, riecht mein Handgelenk noch nach Rauch und es schmerzt, als ich mit dem Finger darüber fahre. Ich gehe durch die Wohnung, ich muss lüften, überall altes, verstaubtes Licht durch die Jalousien. Seine Schuhe sind nicht mehr da, sein Wasserglas ist abgewaschen, das Laken riecht nicht mehr nach seinem Parfum, als hätte er es mitgenommen. Ich lege mich hinein, vielleicht habe ich mich zu sehr daran gewöhnt, ich gehe ins Wohnzimmer, rieche am Sofa, wieder am Laken, aber nichts. Ich ziehe mich an und gehe auf die Straße, ich muss essen. Beim Falafel-Mann läuft Fußball und ich warte seit langem ohne ungeduldig zu werden. Ich lächle ihn an, den Falafel-Mann, wie er die Falafel in der Mikrowelle aufwärmt und ich versuche mich an Martins Gesicht zu erinnern. Als ich wieder in der Wohnung bin, sind die Laibchen kalt. Ich stehe vor dem dunklen Terrarium, auf den Ästen direkt unter der Wärmelampe ist Franz am liebsten gesessen, dort hat er sich aufgewärmt, fünfmal am Tag hat es dort geregnet und fünfmal am Tag hat er sich dort geärgert. Dass er es wieder nicht

geschafft hat, rechtzeitig wegzukommen, sich wieder ablenken lassen hat von der Wärme. Ich lege meine Falafel im Brot auf das Sofa, auf die Decke, und lege hinter dem Terrarium den Schalter um, die Lampe surrt, sofort, sofort surrt sie wieder, die Wasserpumpe macht Geräusche, als wäre alles wie immer. Als hätte sich nichts verändert, so surrt sie, die Lampe und auch als ich die Glastür aufschiebe, surrt sie, drinnen riecht es nach Erde und nach Blättern, irgendwie nach Franz. Als ich mich hineinsetze, die Äste brechen, müssen brechen, sonst ist kein Platz für mich, fängt es an zu regnen.

Marie Gamillscheg, Graz

SCHLAFLIED

4
Als ich gegen acht seine kleine, verwinkelte Wohnung betrat, hatte ich das Gefühl, den restlichen Verlauf unseres Abends wie eine ausgelutschte Wurst-darmhülle bereits vor mir ausgebreitet liegen zu sehen, schon einmal vorgekaut und gut bespeichelt wieder aufs Tellerchen gespuckt. Frank hatte sich wie immer sehr viel Mühe gegeben. Er hatte Rotwein in edlen 0,75l-Flaschen besorgt, teure italienische Ölteilchen drapiert, auch den Tisch schon gedeckt und die Wohnung geheizt. Sogar die zweite, deutlich weniger abgenutzte Zahnbürste war dieses Mal verschwunden. Ich trug meine in der Handtasche und würde sie später nur kurz auspacken, um mich endgültig bettfertig zu machen. Mein Venushügel war bereits sorgfältig glattrasiert und meine Fußsohlen waren zartgefeilt.

Wer hat die schönsten Schäfchen?

*Die hat der gold'ne Mond,
der hinter unsern Bäumen
am Himmel oben wohnt.*

3

Jedes Mal schlug Frank nach dem Essen zunächst vor, sich ins Wohnzimmer zu setzen, bevor wir zu Bett gingen. Manchmal sahen wir die Tagesthemen. Dabei legte er seinen Arm um mich und griff mit beiden Händen meine Brüste. Er bekam dann schnell einen Ständer und trug mich bald in sein Schlafzimmer. Die Bettwäsche war immer blütenweiß und er zog immer zuerst sich aus, dann mich.

Als er aus der Dusche und dem Bad kam, hatte er eine Medikamentenschachtel in der Hand. „Schlafsterne“ stand auf der Verpackung und es waren vier seltsam verzogene vierzackige Sterne darauf abgebildet. Er setzte sich auf die Bettkante, reichte mir zuerst eine der Schlaftabletten und drückte sich selbst dann gleich zwei Sterne aus dem Blister – um sicher zu gehen. Danach legten wir uns nebeneinander und ohne uns zu berühren auf den Rücken.

*Er kommt am späten Abend,
wenn alles schlafen will,
hervor aus seinem Hause
zum Himmel leis' und still.*

2

Meine Mutter hatte immer die schönsten Schlaflieder gesungen. Ich erinnere mich, wie sie meinen Bruder

durchs Kinderzimmer trug und mit ihrer glockenklaren Stimme in den Schlaf sang. Gemeinsam hatten wir seine Zimmerdecke mit goldgelben Sternen bemalt. Manchen der Sterne hatte meine Mutter sechs oder sieben sehr gleichmäßige Zacken gezeichnet, anderen hatte ich vier oder fünf schiefe und krumme Spitzen aufgepinselt. Ich stellte mir, wenn ich im Bett des Nebenzimmer lag und meiner Mutter beim Singen zuhörte, gern vor, wie der Kopf meines Bruders in der Ellenbogenbeuge am Busen meiner Mutter lag und er im Halbdunkel durch sein schläfriges Blinzeln noch schemenhaft unsere eigenwilligen Sternenkreationen an der Zimmerdecke erkennen konnte. Wenn ich eigene Kinder hätte, würde ich auch jeden Abend so schön für sie singen, dachte ich, und ich würde ihre Decken mit Sternen bemalen. Darauf freute ich mich schon.

*Dann weidet er die Schäfchen
auf seiner blauen Flur,
denn all' die weißen Sterne
sind seine Schäfchen nur.*

1
Ich lag in Franks weißer Bettwäsche, roch unseren Schweiß und sein Sperma und spürte die letzte Stunde Lebenszeit in mir nach. Die Schlafsterne legten sich langsam über die Stellen meines Körpers, auf die Frank kurz und heftig mit seiner flachen Hand geschlagen oder die er penetrant und beharrlich wund gerieben hatte. In meiner linken Wange kribbelte es nur noch dumpf und in meinem Unterbauch spürte ich, wie sich Saft und Gedärme langsam, aber entschlossen wieder an ihren ursprünglichen Platz zurückschoben. Erschöpft zogen meine Gelenke die Anspannung aus Armen und Beinen, mein Kopf sank

schwer in das Kissen und mein Herz tief durch die weiche Matratze zu Boden.

*Sie tun uns nichts zu Leide,
hat eins das and're gern,
und Schwestern sind und Brüder
da droben Stern an Stern.*

0
Während die Schlafsterne meinen Körper immer bleierner und hilfloser Franks Bett auslieferten, gallopierten meine Gedanken ihnen davon, sausten unruhig durch das Zimmer und sprangen über Zäune und Gatter, durch Wände. Ich lauschte besorgt dem Flüstern der Nachbarn und Franks schwerem, gleichmäßigem Atem. Niemand schläft gern neben dem anderen ein, denn niemand will der Letzte sein. Die Abstände zwischen Franks Aus- und dem neuen Einatmen wurden immer länger, so kam es mir vor, und jedes Mal folgte dem Ausatmen ein flacheres Einatmen. Los, wollte ich ihm zurufen, wach auf!, atme ein, damit ich schlafen kann! Aber mein Kiefer gehorchte mir bereits nicht mehr.

*Und soll ich dir eins bringen,
so darfst du niemals schrei'n,
musst freundlich wie die Schäfchen
und wie die Schäfer sein.*

--

Wer hat die schönsten Schäfchen?
Text: Hoffmann von Fallersleben [1830]
Melodie: Johann Friedrich Reichardt [1790]

Miriam Zeh, Hamburg

GEDICHT VOM ENDE

es ist Sommer
in meinem Zimmer
die Fliegen suchen mich
suchen meine Haut

bis ich denke
dass ich tot bin
schon verwese
doch ich bin nicht tot

solange ich die Fliegen sehe
die meine Haut suchen
bin ich nicht tot
habe ich Angst

Angst habe ich
vor einem Sommer
in meinem Zimmer
keine Fliegen mehr zu sehen

und Angst habe ich
keine Angst mehr zu haben
und nicht zu sehen
wie ich tot sein werde

Clemens Schittko, Berlin

AN PERSONEN, DIE NICHT GLAUBEN, SIE KÄMEN DAVON

Dieser Stein, dann und wann
die Tränen, das Trittbrett deiner Freude
kamen gestern verkleidet an
zu Blicken, die ich gern vergeude.

Starr. Stern. Sterbe. Stark.
Auswurf. Abglanz. Ablass. Autark.

Nun beuge dich der Scham
und steig ins Helle!
Auf die schnelle
erstice in diesem Plan.

Max Güntert

GEISTER ODER ANDERE FREIHEITEN

Unheimlich, immer wenn irgendwo was tot wird, spukt zuvor doch noch zwingend dieses Wir herum. Das bleibt hier aus, doch ich bleibe hier, keine Angst im Dunkeln. Jetzt aber geht da noch was anderes um im Gesternabendland, die, um die es schon immer umgehend geht, Geister oder andere Freiheiten, metaphysische Versicherungsleistungen im Todesfall. Den Stecker würde ich selbst ziehen, aber das Kabel ist so eine schöne Halskette, besonders wenn sie sich an der Decke verfängt, autoerotic asphyxiation, irgendein besseres Sein. Röchelnd sage ich dann immer gern: Besser sein und besser sein lassen, bessersein oder nichtsein, das ist hier die Antwort. Die Fragestunde ist damit zu Ende, Feierabend, zum Abend-

mahl zum letzten Mal, mir gehen auch langsam die Wangen aus. Jetzt geht der Text weiter, der nächste Satz erwartet Sie schon, wie ich, mit feuchten Augen und Kussmund: Das Etwas etwastet irgendwo dahin, viel leichter macht es das Vielleicht auch nicht. Kein schöner Satz. Jetzt zu mir: Ich bin die Flut, nach mir sind Fluten Flüsse, alles fließt mit freiem Kopf. Deinen Kopf mache auch noch frei, freie Köpfe fallen besser, Fallen befreien Geister besser von Köpfen, ich wäre gerne einen Kopf freier, Fallbeil fällt mir da ein, ein Fall für Charlie, was sagt der dazu? Égorger vos fils, vos compagnes! Je suis in deiner Geburt, Je suis in Menschengestalt. Ich habe nichts zu verbergen, ich bin die Flut, die, die folgen, sind die Folgen, ich bin die Flut und aus. Letzter Akt: Die Geister sind doch schon lange tot. Ein Toter hat keinen Geist, solange oben ein Kopf sitzt. Von oben rollen die Köpfe nach unten, von unten steigen die Geister auf nach oben. Reziprozität. Awesome. Die Zukunft: 01010100 01101111 01100100 mit Dip, ein paar Überstunden muss die Ewigkeit schon vertragen. Dass der Körper auch immer gleich mit dem Geist sterben muss, ist schon schade. Ich hätte jedenfalls gerne einen ausgestopften Nazi im Wohnzimmer, aber die sind jetzt unter Naturschutz gestaffelt. Vom Gott hab ich auch mehr erwartet, der war gar nicht voller Einhörner und Regenbogen, als ich ihm den Bauch aufgeschlitzt hab. What the hell? Irgendwie macht mich das jetzt hungrig. Auf Fleisch, dabei bin ich seit siebzig Jahren Vegetarierin, nur noch Paradiesäpfel, sonst nichts. Mein Bauch ist noch richtig aufgebläht vom Leichenschmaus. Irgendwo im Blinddarm gärt schon wieder die nächste Attraktion dahin: Spuk im Intestinaltrakt. Kommen Sie nur, wer hat noch nicht? Treten Sie ein in die Feste des Schreckens, Unheimliches, Heimloses sucht heimlich hier Ihr Heim, herein und heraus, stellen Sie sich Ihren größten Ängsten, wagen Sie eine Fahrt durch

das geisterhafte Nachtland, es kostet Sie heute lediglich einen Kopf! Huch, da geistert's ja ganz ordentlich. Aber ich habe nichts zu verbergen, mein Geworfensein ist nichts gegen meine Nacktheit. Nackt bin ich unter der Maschine, die mir meinen Namen und alle Abdrücke im Takt des Hackfleischtangos als chinesisches Arschgeweih einkerbt. Schritte zählen zählt sich aus, sagt die Schlange im Schnee, sieben sind nicht genug, feel the burn, feel the burn. Ich feele den burn ja doch in jeder Falte, vielmals verfeelfältigt durch Beschleunigung und Algorithmus. Das Abendrotlicht senkt die Ausläufer in die Zwischenräume ab, die Peitsche kehrt noch ein letztes Siebenmal durch die Furchen. Ich bin gespannt, ich blogge rötlich bis der Morgen graut. Jetzt stehen aber schon die übergroßen Glasschuhe und Kürbiskutschen bereit, meinen Prinz will ich Die Geister sinken, die Meereskörper steigen. Es ist ein langer Abend.

Der Klimawandel schwächt den Penisknochen vom Eisbären, haben Sie das gewusst?

Franz Jäger-Waldau

GOTTES BAUERNOPFER – DER INNERE MONOLOG EINER KRANKENSCHWESTER

Immer wenn ich seine Mutter in sein Zimmer begleite, um ihr Beistand zu leisten, wenn ich die Schwelle zu seinem Zimmer übertrete, ist es, als würde ich eine ganz andere Welt betreten. Als wären wir zusammen durch die Tür in ein anderes Reich getreten. Ein Reich, in dem jedes Lachen des Sohnes im Herzen seiner Mutter sticht, jedes Grinsen sie innerlich zum Bluten

bringt, ihr jede noch so kleine liebevolle Berührung auf der Haut brennt, prickelt, kribbelt.

Es ist schrecklich, seinem Kind beim Sterben zusehen zu müssen.

Und es ist schrecklich, Mütter parallel zu ihrem Kind sterben zu sehen. Wenn man beobachten muss, wie sie dahinraffen, tief in ihrem Inneren an den Schmerzen zu Grunde gehen. Wenn es nach mir ginge, wenn ich nur eine Sache auf jener ‚göttlichen‘ Ebene bestimmen dürfte, würde ich mich für ein Naturgesetz einsetzen, eins, das verhindert, dass Eltern ihre Kinder überleben. Denn das hat bei weitem nichts mehr mit Fairness und Gleichgewicht im Leben zu tun.

Die Frau und ihr Sohn sind weiß Gott kein Einzelfall. Allein hier sind es schon zu viele, denen es ähnlich geht, die von der Krankheit ihrer Kinder mitbefallen werden, mental, im Kopf, von den Gefühlen her.

Und ich weiß nicht was für ein Gott das ist, der Kinder einfach... sterben lässt.

Vor Jahren habe ich meinen Religionslehrer genau diese Frage gestellt; wo denn da Gottes gepriesene Fairness sein soll. Mein damaliger Religionslehrer hatte etwas wie „solche Ereignisse schweißen die Menschen in deren Umgebung zusammen“ gesagt, vielleicht nicht ganz so plump, doch egal welche schmückenden Wörter er auch verwendete die Kernaussage blieb plump. Als ich mit „Dann sind krebskranke, unschuldige Kinder also nur Gottes Bauernopfer“ konterte, seufzte er nur. Hier sind so viele, die mitleiden. Vielleicht näher zusammenwachsen, aber genauso gut gegeneinander geraten und ausnahmslos immer mitsterben. Wenn ein Kind mit einer tödlichen Krankheit wie Krebs befallen wird, ist da die Hoffnung. Die Hoffnung, die mit aller Kraft und allen Mitteln zwanghaft hoch gehalten wird, diese Hoffnung auf Heilung; Optimismus wird zur einzigen Religion nachdem die Illusion eines gutherzigen und gerechten Gottes kläg-

lich gestorben ist. Die Eltern beginnen sich an den Glauben eines normalen Alltags zu klammern, dann, wenn das alles hier vorbei ist. Doch ihr Alltag wird nie wieder normal sein können, egal wie das hier ausgeht, solche Ereignisse verändern.

Und dann ist der Tag aller Tage gekommen, der Tag, an dem der Oberarzt die Eltern zu seinem Gespräch ruft, die Hoffnungen sind oben, doch die dunklen Gedanken begannen sich schon am Vorabend, und an so vielen Abenden davor in ihre Gedächtnisse zu brennen, „was wäre wenn“-Sätze formulieren sich von selbst, geistern durch ihre Köpfe.

Es ist egal, wie jene Eltern durch seine Tür treten, sie treten anders wieder heraus. Erleichtert; die Behandlung wirkt. Verunsichert, weil die Ärzte noch unschlüssig sind.

Oder, am Boden zerstört.

Denn wie jene Krankenzimmertüren sind auch die Gesprächsräumtüren in gewisser Weise. Portale in andere Dimensionen, in Krankenhäusern sind viele Dinge anders.

In Krankenhäusern steht so viel auf dem Spiel, vor allem in meiner Station. Hier sind die Emotionen am Ende, zu viele Gefühle in der Luft.

Hier in jener Station nimmt einen das alles mit, man kann nicht mehr wegsehen. Man sieht hin, man sieht das Leid, und man wünschte, man könnte mehr wirken als pflegen, mehr Arzt, als nur Krankenschwester sein. Doch manchmal kann man einfach nichts tun.

Manchmal kann man nicht mehr als nur hilflos zusehen.

ICH kann nicht mehr als nur hilflos zusehen.

Eluisa Kainz

GOTTVERLASSEN

Es ist ein sterbender Hengst.
 Es ist ein Tunnel ohne Ende.
 Es sind viel zu große weiße Wände.
 Der schwarze Wind fließt zäh durch tote Villen.
 Der verstummte Geist frisst das Licht.
 Sie stiehlt die letzte weiße Kerze für ihr eigenes Grab.
 Denn schon lange spiegeln sich keine Sterne mehr in
 den schwarzen Pfützen.

Es ist das Mädchen ohne Mund.
 Der süße Saft tropft tödlich von den Dächern.
 Der Vater wiegt die Seele seines Kindes.
 Ein letztes Mal.
 Im Bett lauert die Pest der Ahnen.
 Es ist der Fisch am Haken, die nicht schreit.
 Es sind die brennenden Türme der Kathedrale.
 Es ist der klebrig-schwarze Tropfen, der die Seele
 des Kindes erstickt.
 Es ist das sterbende Echo eines Lächelns.
 Es sind die toten Hände des Vaters.

Der Geigenbogen zersplittert vor dem letzten Ton.
 Ein schwarzer Hauch packt das Weiblein, das die
 Milch bringt.
 Man schlägt Kreuze vor dem Bett der Mutter.
 Ein Stein durchbricht das Kirchenfenster.
 Man tötet die Hunde, sie sollen nicht leiden.
 Am Friedhof schläft die weiße Schlange.
 In die Münder des Gesindels kriecht der Staub.
 Es ist der letzte Schrei einer brennenden Geige.
 Rotes Wachs tropft auf weißen Marmor.
 Man findet den Pfarrer gefesselt hinter Kisten
 voll verdorbenem Fleisch.
 Es ist die Dornenranke, die sich um den Herzschlag
 windet.

Es sind die weggeworfenen Blumen, deren Köpfe für
 immer zu Boden sinken.
 Es ist die Kälte leerer Hallen.
 Es ist der Dichter, der die Feder wegwirft.
 Es ist der sterbende Hengst, der dein Leben
 aushaucht.
 Die versteinerte Luft beginnt zu bröckeln.
 Und das Licht geht aus.

Daliah Frühling

12. OKTOBER

Wieder allein.
 Eigenartig, dieses Gefühl,
 wie es sanft in mir schlummert.
 Dennoch nie
 Langsam, aber doch,
 kehre ich in die Gegenwart zurück.
 Allein gelassen.
 Geliebt, wie je,
 denn du bist für immer da.

Maria Köchler

BONBON

Ich wünscht', ich wär' ein Bonbon.
 Ich wäre dauersüß,
 allseits beliebt,
 gleich ausgezogen
 und gelutscht bis zum Schluss.

Claudia Wallner, Innsbruck

TRAUMWELTEN

Ich finde U-Bahnfahrten spannend. Ich lese nicht, ich
 habe keine Kopfhörer auf den Ohren, ich spiele nicht
 mit meinem Mobiltelefon. Ich beobachte meine Mit-
 reisenden und lausche den Gesprächen. Diesmal wa-
 ren es zwei Teenager, die mich in ihren Bann zogen.
 Sie standen mir gegenüber, ein Junge und ein Mäd-
 chen, ich schätzte beide etwa auf 16 Jahre. Und man
 höre und staune: Sie sprachen über ihre Träume! Ich
 konnte es nicht glauben, doch die ganze Zeit unter-
 hielten sie sich darüber, wie sie in ihren Träumen von
 einer Parallelwelt in die nächste schlüpfen und spra-
 chen von Räumen und Häusern und ob es in solch ei-
 nem Traum ein reales Zeitgefühl geben könne. Ich war
 verblüfft, an wie viel sie sich erinnerten und dachte
 daran, dass ich seit ewiger Zeit nichts mehr an interes-
 santen Träumen vorzuweisen hatte. Ein paar Monate
 lang hatte ich sogar ein Traumtagebuch geführt, kurz
 nachdem ich Freuds Traumdeutung gelesen, nun sa-
 gen wir angelesen hatte. Ich war beinahe enttäuscht,
 als die beiden ausstiegen. Voller Bewunderung war
 ich über die heutige Jugend, dass sie sich mit solch
 komplexen philosophischen Themen auseinander-
 setzte.
 Bis ich hörte, wie zwei andere Jugendliche, die neben
 den beiden „Träumern“ gestanden hatten meinten,
 dieses Computerspiel der Traumwelten wäre so ziem-
 lich das Langweiligste was es derzeit auf dem Markt
 gäbe...
 An der nächsten Station stieg ich aus und ging zu Fuß
 nach Hause, auf dass ich richtig müde und erschöpft
 wäre am Abend und in der Nacht ausführlich träumen
 würde.

Marina Büttner, Berlin



Mark Daniel Prohaska



Mark Daniel Prohaska